

Gerit Bertram
Das Lied vom Schwarzen Tod

Gerit Bertram

Das Lied vom Schwarzen Tod

Historischer Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

© der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

© Umschlagmotive: Arcangel Images/John Foley; akg-images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0439-7

www.blanvalet-verlag.de

Dramatis Personae

Sebastian und
Anna Stäubling
Gerald Pfanner

Martin Pfanner
Korbinian Dietl
Magdalena,
genannt Lenchen

Josef Stadler,
genannt Sepp
Adam Stadler
Barbara Freisler
Michael und

Katharina Freisler
Kilian Pankratius
Albrecht Dürer
Agnes Dürer

Susanne
Erhardt Gruber
Therese Gruber
Johann Samer
Augustin Hofer

Lukas Wendel
Willibald Pirckheimer

Nürnberger Geschwisterpaar

Gewandschneider und Onkel
der beiden
sein Ziehsohn
Nürnberger Buchmaler
seine Tochter

ein Freund Sebastians

Sepps Vater
ein junges Mädchen
ihre Eltern

Prophet der Bruderschaft
berühmter Nürnberger Maler*
seine Frau*

ihre Magd*
Tuchhändler
seine Tochter

Apotheker
Brauer und angeheendes Rats-
mitglied

Gerbereibesitzer
Nürnberger Humanist und
Freund Albrecht Dürers*

Andreas Osiander
Johannes Wenck

Prediger an St. Lorenz*
Vorsteher des Klosters Heils-
brunn*

Die mit einem * gekennzeichneten Personen sind historische Persönlichkeiten.

Prolog

Nürnberg, im Jahr des Herrn 1522

Bäuchlings und nur mit seiner Bruche bekleidet, lag der hochgewachsene Mann regungslos auf dem Boden der Kammer, die er vor drei Tagen gemietet hatte. Die dralle Wirtin hätte ihn wohl für tot gehalten, hätte sie in diesem Augenblick den Raum betreten. Doch damit war nicht zu rechnen, denn der Mann hatte sich schon am vergangenen Abend, als er von einem seiner Streifzüge durch die Gassen zurückgekehrt war, ausgebeten, nicht gestört zu werden.

Er öffnete die Augen, stützte sich mit den Ellenbogen ab und legte den Kopf in den Nacken. Sein Blick suchte das Kruzifix über der abgenutzten Eichenholzkommode. Das winzige Zimmer des Gasthauses war spartanisch eingerichtet, außer dem Bett gab es nur noch einen Schemel, über dem seine abgetragenen Kleider hingen. Das Essen nahm man unten in der Gaststube ein. Der Mann hatte allem entsagt, seit er in Nürnberg angekommen war. Nun suchte ihn Schwäche heim, und er vernahm das Knurren seines Magens.

Es musste ihm gelingen, die fleischlichen Begierden im Zaum zu halten, so gebot es die Heilige Schrift in Jakobi 1, Vers 15. Dazu gehörte auch das Essen. Mit Weibern hatte er sich schon lange nicht mehr eingelassen, sein letzter Besuch bei einer Hübschlerin in Augsburg war länger als ein Jahr

her. Der Anblick der Metze und die Art, wie sie ihre ausladenden Hüften schwang, hatten ihm das Blut in die Lenden schießen lassen. Willenlos war er ihr gefolgt, um sie in ihrer Kammer wie ein Hund zu bespringen. Doch danach war Hass in ihm aufgewallt, Hass auf seine Geilheit und auf die Sünde, die ihn immer noch beherrschte, obwohl er sich schon unzählige Male dafür bestraft hatte. Mit einer Rute hatte er sich selbst gezüchtigt und anschließend so lange gefastet, bis er sicher war, dass der Allmächtige ihm vergeben hatte.

Drei oder vier Tage zu fasten machte ihm nichts aus, er hatte es in den letzten Jahren schon öfter und auch wesentlich länger durchgehalten und war dafür jedes Mal mit wunderbaren Visionen beschenkt worden. Manchmal waren sie jedoch auch erschreckend gewesen und hatten ihn zutiefst verstört. Seit einiger Zeit allerdings nahmen die Bilder an Intensität zu. Bilder, die Zweifel in dem Mann weckten, ob das alles wirklich von *Ihm* kam und nicht etwa der Leibhaftige ihn zum Narren hielt. Doch er war dieser Zweifel Herr geworden. Nein, es konnte nur der Allmächtige sein, der ihn für seine Treue und Glaubensstärke belohnte und ihm einen Blick auf das gewährte, was schon der heilige Johannes auf der Insel Patmos hatte sehen dürfen – das Ende der Welt. Er würde es den Menschen verkünden. Die Zeit war gekommen, er spürte es seit Langem. Das Ende stand bevor, und er, Kilian Pankratius, war dazu berufen, der letzte Prophet zu sein, von dem die Schrift kündete – Elia, der erscheinen würde, bevor der große und schreckliche Tag des Herrn nahte. Wie hatte der Herr einst gesagt? »Ich bin gekommen, das Schwert zu bringen!«

Sein Blick, der unverwandt auf dem Angesicht des Ge-
kreuzigten ruhte, wurde weich, beinahe zärtlich. Der Mann

erhob sich taumelnd auf die Knie. Sie schmerzten, doch das war ihm gleichgültig.

»Lass mich dein Werkzeug sein, Herr«, flüsterte er. »Gebrauche mich, ich bin bereit.«

1

Anna Stäubling zog die Tür des kleinen Hauses ins Schloss und vergewisserte sich, dass die in helles Sonnenlicht getauchte Gasse nahe dem Rossmarkt menschenleer vor ihr lag. Was allerdings nicht ungewöhnlich war, denn seit die Pestilenz über Nürnberg hereingebrochen war, mieden die Bürger jeden unnötigen Aufenthalt im Freien. Entschlossen band sie sich ein Tuch um Mund und Nase. Das zierliche achtzehnjährige Mädchen schlug mit eiligen Schritten den Weg zum Grünen Markt ein, dem größten Marktplatz Nürnbergs. Dort würde sie ihn finden: Martin, den Ziehsohn ihres Onkels Gerald. Ihr Herz klopfte schneller, wie immer, wenn sie an den jungen Bur-schen mit den dunkelbraunen, halblangen Haaren dachte, der seit dem zarten Alter von zwei Jahren bei ihrem Oheim lebte. Zwei Jahre älter als sie war er und der klügste Mann, den sie kannte. Niemand wusste, wer seine leiblichen Eltern waren, und sollten Gerald Pfanner und seine Frau sie ge-kannt haben, so hatten sie jedenfalls nie darüber geredet.

Anna hätte Martin mühelos aus dem Gedächtnis zeichnen können, so deutlich sah sie seine Gestalt und das lieb gewor-dene Gesicht vor sich, während sie durch die meist unge-pflasterten Gassen lief. Martins Augen waren von einem tie-fen Grün, und wenn sie sich im Schutz der Nacht heimlich trafen, um sich wenigstens für einige gestohlene Momente nahe zu sein, schimmerten goldene Lichtpunkte darin. Sie waren füreinander bestimmt, das wusste Anna genau.

Im letzten Augenblick wich sie einem Haufen Pferdemist aus, und sie bedauerte einmal mehr, keine Trippen zu besitzen, um ihre Schuhe vor dem Schmutz zu schützen, der die Gassen bedeckte. Bald konnte sie in der Ferne die Buden und Stände der Marktleute ausmachen. Der wolkenlose Himmel, über den ein Schwarm Krähen zog, täuschte, denn der Wind war eisig kalt an diesem Novembertag. Anna schlug die Kapuze hoch und betrat den gepflasterten Platz, auf dem unzählige Händler ihre Waren feilboten. Sie sog die Luft ein, die von den Gerüchen der Gewürze und Speereien erfüllt war. Suchend ließ sie den Blick über die Stände schweifen, bis sie an der Gestalt eines jungen Mannes hängen blieb, der gerade einer Frau ein Kleidungsstück zeigte. Martin. Er hatte Anna noch nicht bemerkt, deshalb schlennderte sie weiter, auf einen passenden Moment wartend, um auf sich aufmerksam zu machen. Die Zeit verstrich quälend langsam, und als endlich alle Kunden den Stand verlassen hatten und auch von ihrem Onkel weit und breit nichts zu sehen war, trat sie auf Martin zu.

»Ich warte hinter der Lorenzkirche auf dich«, sagte sie mit gesenkter Stimme und tat, als interessierte sie sich für ein Kleid, das ausgebreitet vor ihr lag. »Ich muss dich sprechen.«

»Ich bin ohnehin fast fertig«, antwortete er mit einem Zwinkern.

Anna nickte nur, denn um Martins Lächeln zu erwidern, fehlte ihr die Kraft. »Bis nachher.«

Sie schritt weiter, verließ den Marktplatz und begab sich in Richtung St. Lorenz. Der Treffpunkt war etwas ungünstig gewählt, denn sie musste an Onkel Geraldts Geschäftshaus am Anfang der Findelgasse vorbei, um zur Kirche zu gelangen. Als sie das mehrstöckige Gebäude erreichte, in dem auch Martin lebte, spähte sie durch eines der Fenster ins Innere, doch der Onkel war in ein angeregtes Gespräch

mit einer Ordensfrau verwickelt. Eilig ging sie weiter und betrat den Platz, von dessen Mitte sich das Schiff und die Türme der Lorenzkirche in den herbstlichen Himmel erhoben. Im Schatten einiger Bäume, die das mächtige Gotteshaus säumten, blieb sie stehen. Der Wind riss an ihrem Umhang und an der Kapuze, während sie von einem Fuß auf den anderen trat.

Wenig später fielen die beiden sich in die Arme.

In Martins Augen trat ein heller, warmer Schimmer. Er beugte sich zu ihr herunter, denn er überragte Anna um Haupteslänge.

»Fühlst du dich nicht wohl, Anna? Du siehst aus, als hättest du die letzte Nacht kein Auge zugetan. Was ist geschehen?«

»Mama«, stammelte sie, »man hat sie heute Morgen nach St. Lienhard gebracht. Gestern bekam sie plötzlich hohes Fieber und Schüttelfrost. Der Pestarzt war bei uns, er meinte, dies könnten erste Anzeichen der Seuche sein, nun ist sie dort, wo Aussätzige und Pestkranke vor sich hin siechen.«

»Um Himmels willen!« Martin zog sie erneut an sich. »Wie furchtbar! Weiß Vater schon davon? Ich habe ihn heute noch nicht gesehen, er muss vor Sonnenaufgang fortgegangen sein.«

»Ja, er war heute Morgen ganz früh bei uns und hat mit dem Medicus, Sebastian und mir gesprochen. Als letzter Verwandter fühlt er sich für uns verantwortlich und wird uns in sein Haus aufnehmen.«

»Dann lass uns dafür beten, dass Tante Fronica rasch wieder gesund wird und nicht wie die anderen...« Er sah an ihr vorbei, doch in seiner Miene erkannte sie, wie die Trauer um diejenigen Mitglieder ihrer Familie, die jämmerlich an der Pestilenz zugrunde gegangen waren, wieder in ihm aufflammte.

Anna wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte, denn für den Verlust, der sich tief in ihre Seele gegraben hatte, war ohnehin jedes Wort zu gering.

»Ich habe Angst, Martin.« Nur ihm vertraute sie ihre geheimsten Gefühle an. Niemand sonst brauchte zu wissen, wie es in ihrem Inneren aussah.

»Ich weiß, aber vielleicht ist es auch etwas anderes. Tante Fronica ist stark, sie war nie ernstlich krank. Der Verdacht muss sich ja nicht bestätigen, Liebes. Bestimmt wird es ihr in den nächsten Tagen schon besser gehen.« Erneut wollte er sie an sich ziehen, doch Anna wies ihn energisch von sich.

»Du ... du solltest mich besser nicht mehr berühren, Martin. Wer weiß, ob nicht auch ich ...«

Er hielt einen Finger an die Lippen. »Das möchte ich nie wieder hören, verstanden? Lass uns daran glauben, dass deine Mutter wieder gesund wird. Im Gegenteil, wir werden jetzt in einem Haus leben, können uns täglich sehen und uns gegenseitig Kraft geben. Ich werde dir ganz gewiss nicht aus dem Weg gehen, du bist mein Leben!«

Sie wich vor ihm zurück. »Das ist leichtfertig! Immerhin sind in unserem Haus schon zwei Menschen gestorben, oder etwa nicht?«

»Schon, aber sieh dich nur um, mein Herz. Wie vielen Menschen begegne ich im Geschäft oder auf den Marktplätzen der Stadt? Wie viele berühre ich während der Arbeit, auch wenn es unabsichtlich geschieht? Wir atmen alle dieselbe Luft. Nein, ich werde nicht von dir lassen, Anna. Wenn Gott mich für meine Sünden strafen will, wird er es tun, wo auch immer ich mich aufhalte.«

»Deine *Sünden*?« Sie schob sich eine durch den Wind gelöste Haarsträhne aus dem Gesicht. »Welche Sünden solltest du begangen haben?«

»Oh, da würden mir einige einfallen«, meinte er mit einem

verlegenen Grinsen, »aber das ist jetzt unwichtig. Ich muss zurück, bevor Vater mein Verschwinden bemerkt.«

»Ich auch. Sebastian wird auf mich warten.« Sie nahm seine Hände in ihre und hielt sich einen Augenblick an dem beruhigenden Gefühl seiner Wärme fest. »Glaubst du, du könntest dich morgen für ein paar Stunden freimachen, Martin? Ich ... brauche dich, ich möchte Mama besuchen.«

Er hielt sie ein Stück von sich ab. »Nie und nimmer werde ich dir erlauben, die Stadtmauern zu verlassen! Weißt du denn nicht, dass es den Ordensleuten, die diese armen Kranken pflegen, strengstens verboten ist, jemals wieder die Stadt zu betreten?« Seine Stimme klang auf einmal hart. »Selbstverständlich ist Besuchern der Zutritt zum Gebäude streng untersagt.«

Anna lehnte die Stirn gegen seine Brust. »Martin, hast du ... hast du auch nur den Hauch einer Ahnung, wie es Mama dort ergehen mag, ganz allein unter den Sterbenskranken?«

»Ich mag es mir kaum vorstellen«, räumte er leise ein. »Aber ich verspreche dir, ich werde Vater fragen, ob er eine Möglichkeit sieht, sich nach ihr zu erkundigen.« Zart strich er ihr über die Wange. »Bitte sei vernünftig.«

Schmollend löste sie sich von ihm, hauchte einen Kuss auf seine Wange, band das Tuch wieder um Mund und Nase und trat den Rückweg an.

Mit einem beklommenen Gefühl betrat sie kurz darauf ihr Elternhaus. Oben im ersten Stock hörte sie die Schritte ihres siebzehnjährigen Bruders. Hier waren sie geboren, Sebastian, sie und Xaver. Wenn sie für einen kurzen Moment die Augen schließen würde, könnte sie immer noch die Stimmen ihrer Familie vernehmen, die durch das Haus gehallt hatten. Nun schien über den Räumen nur noch der Hauch des Todes zu liegen. Anna verharrte an der Treppe. Seit Papas

und Xavers Tod hatten Sebastian und sie die Schlafkammer der Eltern und des jüngeren Bruders nicht mehr betreten. Wortlos waren sie übereingekommen, die Tür einfach aus ihrem Gedächtnis zu bannen.

Die Zeit der Verdrängung würde jedoch mit diesem Tage zu Ende gehen. Während sie zögernd die Stufen erklomm, wurden ihre Knie butterweich. Ihr Bruder musste sie gehört haben, denn er steckte den Kopf durch die Kammertür.

»Da bist du ja.«

Schweigend betrat sie den Raum. Ihre Augen weiteten sich, als sie ein fest verschnürtes Bündel auf ihrer Schlafstatt sowie ein zweites auf seinem Bett vorfand. »Du hast also schon gepackt?« Nachdenklich musterte sie Sebastians Gesicht, das wie in Stein gemeißelt wirkte.

»Hab ich, ja. Ich dachte...«

Sie murmelte einen Dank.

»Ich weiß, was du mir gleich sagen wirst, Anna. Die elterliche Schlafkammer.«

»Wir können es nicht länger vor uns herschieben.«

»Ich hab alles im Hof verbrannt«, bekannte Sebastian mit aufeinandergepressten Lippen. »Das Strohlager, ihre Kleider, einfach alles.« Er wandte sich ab, trat zum Fenster und wies hinaus. »Siehst du? Das Feuer lodert noch.«

Mit brennenden Augen starrte Anna auf die feine Rauchsäule, die in den Himmel emporstieg. Dann riss Sebastian sie in seine Arme.

»Du ... du brauchst da nicht mehr hinein, Schwester. Da ist nichts mehr.« Er vergrub das Gesicht in ihrem Haar, und Anna spürte seinen harten Herzschlag an der Wange. »Für dich ist es schwer genug, wenigstens dies konnte ich dir ersparen.«

Staunend hob sie den Blick, unfähig etwas zu entgegnen. Stattdessen schmiegte sie sich erneut an ihn. »Wenn Mutter

wieder gesund wird, bekommt sie ein neues, schönes Strohlager.«

»Und neue Kleider«, ergänzte er. »Der Arzt hat mich vorhin besucht und angewiesen, alles zu vernichten.«

Das Feuer auf dem Hof war erloschen.

»Ich habe Martin getroffen und ihm von Mama berichtet. Er hat mir verboten, sie zu besuchen, aber er will den Onkel bitten, ob er irgendetwas über sie herausfinden kann. Vielleicht dürfen wir ihr wenigstens Grüße ausrichten.«

»Möge Gott sie beschützen«, erwiderte Sebastian leise.

In Tuch auf Mund und Nase gepresst, starrte Sebastian in die Flammen des Scheiterhaufens, den man auf dem St. Rochus-Friedhof errichtet hatte. Der Gestank des Todes schien durch jede Falte seiner Kleidung zu dringen und sich auf sein Gesicht zu legen, bis er glaubte, daran ersticken zu müssen. Während die Funken in den Abendhimmel stoben, stieg bittere Säure in Sebastians Kehle empor.

»Komm jetzt, wir müssen gehen«, vernahm er die Stimme seiner Schwester Anna dicht neben sich.

»Noch nicht. Warum ... warum nun auch noch Mutter?«, gab er zurück.

»Nicht einmal ein eigenes Grab wird sie bekommen, sondern in einem Massengrab liegen.« Seine Sicht verschwamm. Der Schwarze Tod hatte ihnen alles genommen, zuerst Vater. Dann Xaver. Er war nur sechs Jahre alt geworden, als die Pestilenz ihm vor knapp zwei Wochen den letzten Lebenshauch aus der Lunge gepresst hatte. Und nun Mutter. Hätte der Herrgott nicht wenigstens sie verschonen können?

St. Lienhard und St. Johanni waren den erkrankten Frauen vorbehalten. So hatten die Männer es Sebastian erklärt, als sie seine Mutter vor einer Woche – zusammen mit ein paar anderen Kranken aus ihrer Straße – auf einem Ochsenkarren fortgebracht hatten.

Kälte kroch ihm in die Glieder, während er auf das beinahe heruntergebrannte Feuer blickte. Nicht nur die abend-

liche Kühle, sondern vor allem die Nähe des Todes ließ ihn frösteln. Seit vergangenem Sommer wütete die heimtückische Krankheit in seiner Heimatstadt. Unzählige Menschen waren ihr bereits erlegen, und der Schwarze Tod machte vor niemandem halt. Weder vor dem armen Teil der Bevölkerung noch vor den Kaufleuten und Patriziern, die, wie es hieß, in großer Zahl aufs Land geflüchtet waren.

»Wir können hier nichts mehr tun, Bruder. Lass uns gehen.«

Seine Schwester fasste ihn unter. Nur widerwillig ließ er sich von dem Ort des Grauens fortziehen.

»Onkel Gerald wird es nicht gutheißen, wenn er erfährt, dass wir hier waren.«

Er blieb stehen und strich ihr über das lange dunkelblonde Haar. Nachdenklich betrachtete er sie für einen Moment von der Seite. Auch Anna litt, selbst wenn sie es verstand, ihre Empfindungen hinter einer Maskerade aus Beherrschtheit zu verstecken. Die braunen glanzlosen Augen und das Zittern ihrer Finger, als sie sich in seine schoben, waren deutlich genug.

Schweigend machten sie sich auf den Rückweg zu Gerald Pfanners Haus in der Nähe des Frauentors. Sebastian hatte den verkniffen wirkenden Mann noch nie ausstehen können. Er erinnerte sich noch gut daran, wie sein Onkel vor etwa einem Jahr damit angegeben hatte, in den Nürnberger Rat aufgenommen worden zu sein. Ausgerechnet bei diesem griesgrämigen Prahlhans mussten Anna und er nun wohnen. Wie anders war Mutter mit ihren strahlenden Augen und dem meist lächelnden Mund, dachte Sebastian, während er auf dem Kornmarkt einem alten Mann auswich, der sich in einem kleinen Karren hockend mühsam auf sie zuschob. Dem Alten fehlten beide Beine. Sebastians Herz machte einen schmerzhaften Satz. Wie kam es

nur, dass die Pest nicht die Klauen nach Anna und ihm ausstreckte?

»Leute von Nürnberg!«, riss eine schrille Stimme ihn aus seinen trüben Gedanken. Er spähte in die Dunkelheit. »Tut Buße, denn der Zorn des Allmächtigen ist über euch gekommen.«

Ein Mann, um den sich eine kleine Traube Zuhörer gebildet hatte, streckte die Arme zum Himmel und fuhr mit sich fast überschlagender Stimme fort: »Kehrt um zum Herrn, Männer und Frauen von Nürnberg, sonst wird der Herr euch mit den Plagen Ägyptens schlagen! Wehe euch, denn der Tag des Zorns ist nahe, an dem Feuer vom Himmel fallen wird, um euch alle zu verschlingen!«

Einige der Umstehenden lachten, andere traten näher heran.

»Was sollen wir tun? Wie können wir dem Zorn des Herrn entkommen?«, rief eine junge Frau.

»Tut Buße, kehrt um von euren bösen Wegen!«, schrie der Mann. »Lasst ab vom Fressen und von der Hurerei und nahet euch zu Gott, ihr Sünder, so wird der Herr euch verschonen.«

»Komm, weiter!« Anna griff nach Sebastians Arm.

In den letzten Wochen hatte die Zahl derer, die in den Gassen und auf den Märkten der Stadt ihre Bußpredigten hielten, deutlich zugenommen. Bis zum Sommer, als der Schwarze Tod Nürnberg erneut heimsuchte, hatten sich immer öfter Gruppen von unrasierten, ungewaschenen Männern vor den beiden Kirchen versammelt, die sich barfüßig und unter Anrufung der Heiligen mit Geißeln den entblößten Rücken blutig schlugen. Mittlerweile wurden sie der Stadt verwiesen. Sebastian verzog das Gesicht. Im vergangenen Frühling erst hatten Anna und er beim Verlassen der heiligen Messe durch eine Ansammlung dieser nach

Schweiß und Blut stinkenden Kerle hindurchgehen müssen. Plötzlich hatte einer von ihnen ausgeholt und sich die mit Eisenstückchen gespickte Peitsche auf den Rücken geschlagen. Sebastian war nicht schnell genug zurückgewichen, Blutspritzer hatten sein Gesicht getroffen, und er hatte sich übergeben müssen.

Stickige Luft schlug ihnen entgegen, als die Geschwister das Haus in der Findelgasse betraten. Anna schritt durch die Diele und öffnete die Tür zu den Geschäftsräumen, die sich im hinteren Teil des Hauses befanden. In der rechten Hand einen Gänsekiel, saß Gerald Pfanner an seinem Tisch und tunkte die Feder in ein Tintenfasschen.

»Oheim, wir sind zurück.«

Mit verfinsterter Miene sah er auf. »Wo wart ihr zwei so lange?«

Anna schenkte ihm ein scheues Lächeln, die sicherste Waffe gegen den Zorn des Onkels. »Wir waren auf dem St. Rochus-Friedhof«, antwortete sie mit tonloser Stimme. »Mutter, sie wurde ...« Sie brach ab.

»Ihr hättet nicht hingehen sollen.« Pfanner schüttelte unwillig den Kopf. »Geh nach oben und Sorge dafür, dass wir etwas zu essen bekommen. Ich bin gleich fertig.«

»Natürlich, Onkel«, beeilte sie sich zu versichern.

Von Sebastian gefolgt, stieg sie die Treppe ins erste Stockwerk hinauf, in dem sich Pfanners Wohnung befand, betrat die Küche und begann, das Feuer in dem gemauerten Herd neu zu schüren. Das tat sie in diesem Moment besonders gern, denn ihre Finger waren gefühllos von der Kälte. Seit dem Ausbruch der verdamnten Seuche war ihr innerlich nicht wieder warm geworden. Die eiternden Beulen und die Schmerzenslaute ihrer Familie verfolgten sie selbst im Schlaf. Anna vernahm die schweren Schritte des Onkels, der die

ausgetretenen Treppenstufen heraufkam, sowie das Knarren der Abtritttür, die sich neben der Küche befand. Im Gegensatz zu dem einfachen Haus ihrer Eltern, in dem sie gelebt hatten, besaß das Bürgerhaus im Herzen der Stadt einen Aborterker, und Anna war froh, ihre Notdurft nicht auf dem Hof verrichten zu müssen, wie sie es bisher gewohnt war.

»Sebastian, du kannst das Geschirr in die Stube bringen und den Tisch decken«, bat sie den Bruder, der ihr auf einem Stuhl sitzend zugehört hatte.

Sofort nahm er drei Teller und Löffel aus dem Spind und ging in die Stube hinüber. Der mit schweren Möbeln eingerichtete Raum, in dessen Mitte ein runder Tisch mit vier Stühlen stand, nahm den größten Teil des ersten Stockwerks ein. Anna vermutete, dass fast das ganze Häuschen der Stäublings in diesen einen Raum hineingepasst hätte.

Geschirr klapperte, kurze Zeit später waren ein Klirren und der deftige Fluch ihres Bruders zu hören. Anna lief in die Stube, wo Sebastian inmitten eines Scherbenhaufens stand.

Gerald Pfanner betrat den Raum, und seine Brauen zogen sich zusammen. »Haben wir mal wieder einen Teller zer schlagen?«

Ihr Bruder erbleichte unter dem strafenden Blick und biss sich auf die Lippen. Rasch half sie ihm, die Scherben aufzusammeln. Währenddessen musterte sie sein schmales Gesicht mit den kurzen, dunklen Haaren. Seine Wimpern waren so lang wie die eines Mädchens, der Ausdruck in Sebastians Augen war stets voller Fragen, die er sich nicht zu stellen getraute. Sie tätschelte ihm den Arm.

»Du brauchst ihn nicht immer in Schutz zu nehmen, Mädel«, stieß der Onkel hervor und wandte sich Sebastian zu. »Was bist du nur für ein Tölpel!«

Der Junge wendete sich ab.

»Sei bitte nicht so streng mit ihm, Onkel«, beschwichtigte Anna ihn. »Dafür kann er wunderbare Dinge schnitzen. Der Herrgott verteilt seine Gaben eben, wie er es möchte.«

Der Mann mit den schütterten Haaren schüttelte den Kopf. »Dummes Zeug«, murmelte er. »Werd noch mal kurz ins Geschäft hinuntergehen. Bis ich zurück bin, habt ihr zwei hier Ordnung geschaffen, und das Essen steht auf dem Tisch!«

Nachdem er gegangen war, stellte Anna einen Topf auf den Herd, um die Suppe vom Vortag zu erwärmen.

»Hier bleib ich nicht lange«, presste Sebastian hervor, nachdem der Onkel hinausgegangen war. »Nicht ein gutes Haar lässt er an mir. Ich verschwinde, hörst du?«

Anna hielt ihn fest. »Hast du einen besseren Vorschlag? Wo sollen wir denn hin? Wir müssen froh sein, dass er uns aufgenommen hat.«

Sebastian schnaubte. »Gestern hab ich gehört, wie er zu Martin meinte, dass er das Haus und die Werkstatt unserer Eltern verkaufen will. Ich bin Gewandschneider, kein Wagner, hat er gesagt.«

Anna hatte einen rüden Kommentar auf der Zunge, hielt ihn aber aus Rücksichtnahme auf den Bruder zurück. Für sie war Pfanner nichts als ein kaltschnäuziger, hartherziger Mensch. Machte ihm der Verlust der Familie denn gar nichts aus? Ihr Bruder und sie waren seine letzten Verwandten, aber selbst in dieser Situation gab er ihnen stets das Gefühl, ihm lästig zu sein. Oder verbarg der Onkel seine Gefühle nur hinter seiner ruppigen Fassade? Unglücklicherweise waren sie auf ihn angewiesen, also musste sie weiterhin die folgsame und sanfte Waise spielen. Oh, wie sie es hasste, sich zu verstellen!

Als Sebastian sich abwendete, um einen neuen Teller zu holen, betrachtete Anna nachdenklich seinen Rücken. Sie

würde auf ihn achten müssen. Ihnen blieb keine andere Wahl, als das Beste aus der Situation zu machen. Ihre Gedanken schweiften zu Martin, dem Ziehsohn ihres Onkels. Wenn erst die Trauerzeit vorbei war und das Leben wieder in ruhigeren Bahnen verlief, wollte Martin um ihre Hand bitten. Bestimmt würde Onkel Gerald erfreut sein, immerhin war sie eine gute Köchin und lernte schnell. Vorerst würde er jedoch froh sein, ein Weib im Haus zu haben, das sich um seinen Haushalt kümmerte, nachdem seine Frau an der Pestilenz gestorben war. Außerdem verstand Anna sich darauf, ihn zu beschwichtigen, wenn sein aufbrausendes Wesen mal wieder mit ihm durchging. Ein unschuldiger Augenaufschlag hier, ein Lächeln dort hatten bisher wahre Wunder bewirkt. Wie viel Kraft es sie allerdings kostete, ihm nicht ihre Gedanken entgegenzuschleudern, wusste nur sie allein.

Anna rieb sich die pochenden Schläfen. Wenn sie bloß für einen Moment die Vergangenheit heraufbeschwor, glaubte sie, die Gegenwart nicht länger ertragen zu können.

Einzig jene Stunden, in denen sie sich mit Martin traf, brachten Licht in Annas Leben. Meist schlichen sie sich beide abends aus dem Haus, wenn der Onkel bereits in seiner Kammer verschwunden war. Sebastian, den sie längst in ihr Geheimnis eingeweiht hatte, schwang keine langen Reden über Moral und Anstand, sondern half ihr, denn Martin war auch ihm zum Freund geworden. Anfangs hatte der Bruder sie davon abhalten wollen, zu gefährlich war es, das Haus zu verlassen, wenn sich die Dunkelheit über die Stadt senkte. Anna hatte nur gelacht, denn im Gegensatz zu Sebastian kannte sie keine Angst vor der Nacht.

Als Onkel Gerald Martin, Sebastian und Anna eines Abends nach dem Essen verkündete, dass er die Nacht in den Geschäftsräumen verbringen werde, da er am frühen Morgen eine wichtige Besprechung außerhalb der Stadtmauern habe, wallte Erregung in ihr auf. Während sie die Küche aufräumte und das Geschirr abwusch, hatte sie Mühe, ihre Gefühle hinter einer gleichmütigen Miene zu verbergen.

»Wartet morgen nicht auf mich, vor dem frühen Abend werde ich wohl kaum daheim sein«, fügte der Onkel noch hinzu und drehte den Becher, der vor ihm auf dem Tisch stand, gedankenverloren in der Hand.

»Noch ein Bier, lieber Oheim?«, fragte Anna und warf Martin einen bedeutungsvollen Blick zu. Sie hielt dem Onkel den Krug hin, doch er wehrte ab.

»Nett von dir, aber ich habe genug.« Schwerfällig erhob er sich, strich sein Wams glatt und tätschelte ihr die Wange.
»Ich werde dann mal. Bis morgen.«

Mit diesen Worten verließ er den Raum.

Kaum hatte er die Tür ins Schloss gezogen, ließ Anna das Tuch sinken.

Sebastian, der hinter sie getreten war, umfasste ihre Taille.
»Seid ja vorsichtig«, flüsterte er. »Wir wissen nicht, wozu er imstande ist, wenn er euch erwischen sollte.«

Anna wandte sich zu ihm um und begegnete seinem besorgten Blick. Sie hauchte ihm einen Kuss auf die Wange.
»Keine Sorge, Bruderherz. Es gibt nichts, wofür Martin und ich uns schämen müssten.«

Dieser nickte, sein Gesicht war ungewöhnlich ernst.

Sebastians Ohren röteten sich. »So genau wollte ich es nun auch nicht wissen.« Er grinste. »Sollte er unverhofft zurückkommen und mich fragen, wo ihr seid, wird mir schon was einfallen.«

»Wir sehen uns gleich. Es ist wichtig. Warte aber bitte noch ein Weilchen, bevor du gehst«, sagte Martin, küsste Anna auf die Stirn und verließ das Haus.

Sie sah ihm nach und betrachtete ihren Bruder liebevoll.
»Du bist ein Schatz.«

Hastig warf sie sich ihren Umhang über, umarmte den Bruder und eilte dann nach draußen.

Martin und sie waren übereingekommen, sich nicht im Haus zu treffen, sondern an der Stadtmauer nahe dem Frauentor. Onkel Gerald war manchmal ein wenig vergesslich. Wenn er nun überraschend zurückkehrte und Martin in ihrer Kammer erwischte... Sie sah sich nach allen Seiten um, lief die Gasse hinunter und blieb unter dem Frauentor stehen. Dort verharrte sie und lauschte in die Stille. Der

Himmel war sternenklar, der Mond spiegelte sich auf dem regenfeuchten Weg und ließ ihn funkeln. Kühler Wind strich ihr über das vom Laufen erhitzte Gesicht. Dann hörte sie ihn kommen und sah seiner Gestalt entgegen, die sich ihr rasch näherte.

»Martin.«

Wortlos zog er sie in die Arme und strich ihr wieder und wieder übers Haar. Bis sie sich von ihm freimachte und ihm prüfend ins Gesicht blickte.

»Stimmt etwas nicht?«

Er wich ihrem Blick aus. »Lass uns ein Stückchen gehen, ja? Wir müssen etwas Wichtiges besprechen.«

Irgendetwas an seinem Gang, an seiner Stimme ließ sie aufhören. Ihre Hand tastete nach seiner, während sie langsam an der Stadtmauer entlanggingen. Der Druck seiner Hand war fest, aber er schwieg beharrlich, bis sie sich mehr als hundert Klafter von ihrem Treffpunkt entfernt hatten.

Martin blieb stehen, sah sie reglos an. Dann führte er ihre Hand zum Mund und küsste sie. »Mein Liebes, du kannst nicht wissen, wie schwer es mir fällt ...«

Anna spürte einen Kloß im Hals. »Aber was ist denn? Um Himmels willen, was ist passiert?« Im Schein des Mondes nahm sie einen feuchten Schimmer in seinen Augen wahr.

»Ich habe mitbekommen, wie Vater mit einem Mann gesprochen hat, denn ich war in der Kammer nebenan, um Ware für den nächsten Markttag zu verpacken. Es ging um den Verkauf der Werkstatt.«

»Und? Erzähl schon. Wann wird sie verkauft, sollen Sebastian und ich dann in Onkel Gerald's Geschäft mithelfen?«

Martin's Gesicht lag halb im Dunklen und verriet nichts über seine Gedanken. »Davon war nicht die Rede, Anna, ich weiß es nicht. Aber ... der Käufer soll schon im kommenden Monat die Werkstatt übernehmen.«

»Ach, Onkel Gerald wird das gewiss morgen mit uns besprechen, dann wird sich alles aufklären«, winkte sie ab und strich ihm mit dem Daumen über die Wange.

»Anna ...«

Er trat einen Schritt zurück. Alarmiert von dem veränderten Tonfall in seiner Stimme fühlte sie, wie eine unbestimmte Angst nach ihr griff.

»Das ist noch nicht alles ...« Martin stockte, rang sichtlich mit sich.

»Sprich weiter.« Ihr Mund war trocken geworden.

»Vater hat Pläne mit mir. Er will mich verheiraten.«

»Verheiraten?« Sie atmete auf. »Oh Martin, dann hast du ihm bestimmt von uns erzählt?«

»Natürlich, nichts würde ich mir mehr wünschen, als dich zu ehelichen.«

Er zog sie an sich und begann leise zu erzählen. Von dem Ziehvater, der »seit Längerem Pläne für ihn schmiedete«, wie er sich ausgedrückt hatte. Martin hatte ihm versichert, er habe bereits die richtige Frau gefunden, und glaubte fest, der Vater freue sich über seine Wahl. Als er schließlich von seiner Verbindung zu Anna berichtete, war der Gewandschneider mehr als überrascht und hatte ihn obendrein ausgelacht.

»Ausgelacht?«, wiederholte Anna tonlos.

»Oh ja!« Seine Züge verhärteten sich. »Er sagte, er könne mich wirklich gut verstehen. Du seist schließlich eine Augenweide, nur leider nicht aus demselben Holz geschnitzt wie ich. Dabei klopfte er mir auf die Schulter wie ein Pfarrer bei einem seiner Schäfchen und meinte, dass mich nur romantische Gefühle treiben würden.«

Anna war es, als würde mit jedem seiner hervorgestoßenen Worte etwas in ihr zerbrechen.

Martin drehte sich ruckartig herum, umklammerte ihre Handgelenke. »Wir haben gestritten. Ich habe ihm deutlich

gesagt, dass ich mich nicht nach Gutdünken von ihm benutzen lasse.«

Sie blickte zu ihm auf und entdeckte die Verzweiflung in seinem Gesicht. »Du hast... du hast dich ihm widersetzt?«

»Natürlich, oder hast du etwa gedacht, ich gebe dich so einfach auf, mein Herz?«

Der Kummer in seiner Stimme drang ihr durch Mark und Bein. Wortlos schmiegte sie sich in seine Umarmung. Er presste sie ganz fest an sich, und sie spürte seine Wärme ebenso wie seinen Zorn. Dann hob er ihr Kinn, und sein Mund suchte den ihren. Anna seufzte, schlang die Arme um seinen Hals und erwiderte zitternd seine Liebkosungen. Die Leidenschaft, mit der er ihren Mund erforschte, schickte warme Wellen durch ihren Leib. Unbekannte Gefühle ergriffen sie. Wie oft hatte sie sich gewünscht, er würde sie eines Tages auf diese Weise küssen? Aber nun schien die Heftigkeit seiner Gefühle einen Hauch von Abschied mit sich zu tragen.

Als er sie freigab, schlug ihr Herz wie wild. Noch einen Moment wollte sie sich den süßen Gefühlen hingeben, die sein erster Kuss in ihr ausgelöst hatte, bevor sie die Lider wieder öffnen und sich der Wirklichkeit stellen wollte. Er betrachtete sie liebevoll, als sie die Augen aufschlug.

»Was sollen wir nun tun, Martin?«, fragte sie, als sie ihre Stimme wiederfand.

»Ein paar Tage abwarten«, murmelte er. »Nur, bis sich die Wogen zwischen Vater und mir etwas geglättet haben. Dann rede ich noch mal mit ihm. Auch wenn er es oft nicht zeigen kann, weiß ich doch, dass ich für ihn wie ein leiblicher Sohn bin. Er wird es schon verstehen.«

»Das gebe Gott.«

Martins Mund war plötzlich ganz nah an ihrem. »Ich liebe dich, Anna, hörst du? Gemeinsam schaffen wir das schon.«

Sie blieb wie angewurzelt stehen. »Das hast du vorher noch nie ... noch nie zu mir gesagt.«

»Offenbar wurde es Zeit«, lachte Martin leise an ihrem Ohr. Sein Mund wanderte zu ihrem zurück und verschloss ihn mit einem innigen Kuss.

Zwei Tage später fand der wöchentliche Markt rings um die Lorenzkirche statt. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit hatte Pfanner entschieden, sich gemeinsam mit seinem Ziehsohn hinter den Stand zu stellen und seine Gewänder feilzubieten. Ob Martin schon mit Onkel Gerald gesprochen hatte? Anna warf immer wieder sehnsüchtige Blicke aus dem Fenster, denn Martins Küsse gingen ihr nicht aus dem Kopf, und seine geflüsterten Liebesworte meinte sie überall zu hören. Inzwischen war es Nachmittag geworden, und Sebastian half in der Werkstatt aus, während sie sich den ganzen Tag mit der Wäsche abgemüht hatte.

Als der Onkel heimkam, hatte die Nacht längst ihren dunklen Mantel über die Stadt gebreitet. Anna beschlich ein ungutes Gefühl, als sie Pfanner die Treppe heraufkommen hörte, denn er schien allein zu sein. Würde er sie schelten, nun, da er wusste, dass Martin und sie ein Paar waren? Kurz darauf öffnete er die Küchentür und begrüßte sie freundlich.

»Wie war euer Tag?«, erkundigte sich Anna, nachdem sie ihm einen Becher Bier hingestellt hatte, »wart ihr erfolgreich?«

»Ja, danke der Nachfrage. Wo ist dein Bruder?«

»Sebastian ist schon auf die Kammer gegangen, Onkel.«

»Hole ihn. Wir haben etwas zu besprechen.« Er stellte seinen Becher ab.

»Wo ist Martin, Onkel?«

»Er ist geschäftlich unterwegs, Mädchen. Kann ein oder zwei Tage dauern.«

Anna blickte ihn verdutzt an, stieg aber sogleich die schmale Stiege zu ihrer Kammer im zweiten Stock hinauf, um dem Bruder Bescheid zu geben. Warum hatte Martin ihr nichts von dieser Reise erzählt? Es musste sich um eine dringende Angelegenheit handeln, sonst hätte er sie niemals im Unklaren gelassen.

Eine Weile später saßen die drei um den Küchentisch. Gerald Pfanner räusperte sich vernehmlich und nahm noch einen Schluck Bier.

»Habt ihr es schon gehört? Bei den Hubers gegenüber soll die alte Mutter an der Pestilenz erkrankt sein.«

»Oh mein Gott!«, entfuhr es Anna, und sie begegnete dem erschrockenen Blick des Bruders. Sie erinnerte sich, als kleines Mädchen häufiger bei den Hubers gespielt zu haben.

»Allerdings. Gestern hat man sie weggebracht, weiß nicht, wohin.« Der Onkel kniff die Augen zusammen. »Das ist auch der Grund, weshalb ich mit euch sprechen will. Hier ist es nicht mehr sicher für euch zwei. Wer weiß, ob die Alte inzwischen noch andere ... Lassen wir das, hört mir lieber gut zu.« Die Miene des Gewandschneiders verfinsterte sich, während er zunächst Sebastian und dann Anna musterte. »Die Werkstatt eurer Eltern ist verkauft. Nächsten Monat schon wird sie übernommen werden. Scheint ein anständiger Kerl zu sein, der neue Besitzer.«

»Das ist eine gute Nachricht, Oheim. Was wird aus Jörg?«, fragte Anna.

»Der Geselle kann bleiben«, lautete Pfanners knappe Antwort.

Während er den Blick weiterhin auf Sebastian geheftet hielt, forderte er Anna auf, ihm nachzuschenken. Er setzte den Becher mit dem schäumenden Gerstensaft an die Lippen und nahm einen tiefen Zug.

»Hör zu, Junge. Ich habe eine Stelle für dich gefunden. Du

wirst bei einem Beinschnitzer in die Lehre gehen. Stöckl hat seine Werkstatt in der Schustergasse, er sucht einen Lehrlingen.«

»Eine Lehrstelle? Bei einem Beinschnitzer?« Sebastians Gesicht rötete sich vor Freude.

Anna wurde warm ums Herz. »Brüderchen, wie schön.« Über den Tisch hinweg fasste sie nach seiner Hand. »Du wirst bestimmt ein guter Beinschnitzer.«

»Nun zu dir, Mädel«, fuhr der Onkel fort. »Ich möchte dich in Sicherheit wissen, verstehst du? Ich werde dich an einen Ort bringen, an dem die Seuche dir nichts anhaben kann.«

Anna blickte ihn reglos an, wartete.

»Du wirst morgen im Kloster Heilig Kreuz erwartet, in Regensburg. Die Mutter Oberin ist eine langjährige gute Kundin von mir, sie wird dich mit offenen Armen empfangen. Dort wirst du Gott von nun an in Gebet und Kontemplation dienen.«

Gebet und Kontemplation – was immer dieses Wort bedeuten mochte. Sie starrte ihn an, wollte widersprechen, doch aus ihrem Mund drang kein einziger Laut.

»Bisher wurde niemand rund um das Kloster von der Seuche heimgesucht, Mädchen. Dort bist du sicher. Morgen vor Sonnenaufgang wird dich ein befreundeter Händler mitnehmen, der Richtung Regensburg fährt.«

Anna schüttelte den Kopf. »Das ... das kannst du ... nicht tun.«

Zwischen den Brauen des Gewandschneiders bildete sich eine steile Falte. »Doch, Anna, ich kann. Und du wirst mir gehorchen!«

»Onkel«, vernahm sie die aufgebrachte Stimme ihres Bruders, »nicht nach Regensburg!«

»Schweig!« Pfanner zeigte mit ausgestrecktem Finger auf

Sebastian und fuhr von seinem Stuhl hoch. »Ich erwarte Gehorsam und Respekt von euch, verstanden? Wer hat euch denn nach dem Tod eurer Eltern aufgenommen? Sagt es mir!« Seine Stimme glich nun einem Donnergrollen.

Anna sprang auf. Sie zitterte wie Espenlaub. »Ja, das warst du, Onkel Gerald, und dafür sind wir dir auch dankbar.« Sie brach ab und rang um Fassung. »Aber bitte schicke mich nicht...«

»Still, Anna, und vergiss nicht, mit wem du sprichst! Es ist beschlossene Sache. Du wirst jetzt auf die Kammer gehen und deine Sachen packen. Das ist mein letztes Wort!«

Onkel Gerald stand so dicht neben ihr, dass sie seinen nach Bier riechenden Atem auf der Wange fühlte. Martin, dröhnte es unaufhörlich in ihrem Kopf.

Mit butterweichen Knien drehte sich Anna auf dem Absatz um und stieg, ohne den Onkel noch eines Blickes zu würdigen, die Stufen ins Obergeschoss hinauf. Sebastian folgte ihr bis vor die Kammertür, doch als er sie am Arm berührte, machte sie sich von ihm frei, stieß die Tür auf und ließ sich bäuchlings auf ihre Schlafstatt fallen.

»Schwesterchen, sieh mich an«, flüsterte Sebastian nach einer Weile kaum hörbar.

Anna drückte ihr Gesicht tiefer in die Kissen. »Ich... ich kann nicht.«

Tatsächlich war es ihr, als könnte sie ihre Glieder nicht mehr rühren, denn sie waren auf einmal schwer wie Blei. Dann spürte sie, wie er ihr sacht über das Haar und den Rücken strich.

»Warum tut er das, Anna? Wieso trennt er uns beide?« Sebastians Stimme klang tränenerstickt.

Sie fuhr herum und blinzelte. Nie zuvor hatte sie ihren Bruder weinen sehen. »Weil er damit alle Sorgen auf einen Streich los ist, deshalb! Zusätzliche Mäuler braucht er auch

keine mehr zu stopfen. Was mit uns geschieht, ist ihm doch völlig einerlei!«

Sebastian riss die Augen auf. »So darfst du nicht reden, Anna. Er will sicher nur das Beste für uns. Wenn die Pest das Kloster bisher verschont hat, ist es doch nur verständlich ...«

»...dass er mich dorthin verbannt? Ach Sebastian, das glaubst du ihm doch nicht etwa? Mir kann er jedenfalls nichts vormachen.«

In seinen Augen lag noch immer ein feuchter Schimmer. Sie küsste ihn leicht auf die Wange und wandte sich ab, denn sie konnte seine Verzweiflung nicht länger ertragen.

Warum tat Onkel Gerald ihnen das an? Dass er Anna durch seine Entscheidung auch von ihrem Bruder trennte, schien ihm nicht das Geringste auszumachen.

Weder Sebastian noch Anna kamen in dieser Nacht zur Ruhe. Nachdem der Bruder ihr mehrmals hoch und heilig hatte versprechen müssen, Martin alsbald alles zu erzählen, und sie einander versichert hatten, eine Möglichkeit für einen Besuch zu finden, kauerten die Geschwister auf einem der Betten, die Hände ineinander verschlungen. Ihre Verzweiflung schien wie eine Gewitterwolke über der Kammer zu schweben. Irgendwann sackte Annas Kopf auf Sebastians Schulter, denn während der stillen Stunden hatte sie jede Fluchtmöglichkeit im Geist durchgespielt, jeden heimlichen Pfad durchwandert, der aus der Stadt hinausführte. Aber wie sorgfältig sie ihre Pläne auch schmiedete, um dem Kloster zu entgehen, am Ende musste Anna sie alle verwerfen. Gerald Pfanner war in Nürnberg eine bekannte Persönlichkeit, er würde seine Beziehungen nutzen und die undankbaren Geschwister suchen lassen.

Als der Morgen schließlich anbrach und Anna die Schritte des Onkels auf der Treppe vernahm, erhob sie sich von der Schlafstatt und blickte den Bruder reglos an.

»Ich komme mit nach unten«, stammelte Sebastian, ohne ihre Hand loszulassen.

In diesem Moment betrat Gerald Pfanner die Kammer mit ernster Miene. »Guten Morgen, ihr beiden.«

Mit Befriedigung stellte Anna fest, dass auch sein Äußeres nicht eben frisch und ausgeruht wirkte.

Der Gewandschneider blinzelte. »Bist du fertig, Anna? Der Fuhrmann wartet bereits. Mach rasch.«

Sie nahm ihr Bündel an sich und ging hoch erhobenen Hauptes, wenn auch mit steifen Gliedern, an ihm vorbei.

»Schwester ...« Sebastian drückte warnend ihren Arm. Sein Gesicht war so bleich wie die weiß gekalkte Wand des Flurs.

Anna schüttelte ihn ab und lief die Treppenstufen hinunter, doch er folgte ihr mit schnellen Schritten. Am Treppenaufgang hielt er sie einen Moment lang umfassen.

»Wir sehen uns bald, Schwesterchen, glaub mir.«

Sie hielt ganz still, küsste ihn, öffnete die Tür mit einem Ruck und zog sie wieder ins Schloss.

Ein runzeliger, gutmütig aussehender Mann saß auf dem Bock des Karrens und lüftete den Hut zur Begrüßung. Sie nickte ihm zu und sprang auf, ohne sich noch einmal umzublicken. Wenn sie dies täte, würde sie gewiss die Fassung verlieren oder dem Onkel etwas entgegenschleudern, das ihr nicht zustand. Also kniff sie die Lippen zusammen und starrte blind auf die vor ihr liegende Gasse, die sie aus Nürnberg herausführen würde, einem ungewissen Leben entgegen.

Anna fuhr zusammen, als sich die schweren, in die hohen Klostermauern eingelassenen Eichentüren hinter ihr schlossen. Eine in die helle Tracht der Dominikanerinnen gekleidete Frau redete freundlich auf sie ein, doch die Worte rauschten an ihr vorbei und fügten sich in die Unzahl fremder Eindrücke ein.

»Anna?«

Sie sah auf.

»Komm mit, ich zeig dir deine Kammer, in der du von nun an leben wirst. Wir legen hier viel Wert auf Zucht und ...«

Widerstandslos folgte sie der Ordensschwester durch einen kreuzförmig angelegten, zum Innenhof des Klosters offenen Gang. Als sie ein mehrstöckiges Gebäude betraten und eine Steintreppe hinaufstiegen, hätte Anna am liebsten auf dem Absatz kehrtgemacht. Bald darauf stand sie in einem winzigen Raum, dessen einziger Schmuck das Kruzifix über dem schmalen Bett war.

Sie ließ den Blick über die gekalkten Wände zu der Truhe schweifen, auf der eine Wachskerze stand. Daneben befanden sich ein Schlageisen, ein Feuerstein und ein Stück Zunderpilz, um sie entzünden zu können. Auf einem Teller lag das Abendessen, dem sie jedoch keine Beachtung schenkte. Fröstelnd ließ sie sich auf das Bett sinken. Martin. Der Schmerz, der sie allein bei dem Gedanken an ihn befiel, ließ sie nach Luft schnappen. Was sollte nun aus ihnen und ihrer Liebe werden? Onkel Gerald wollte Martin eines

Tages als seinen Erben einsetzen, das hatte er oft genug erwähnt. Wahrscheinlich hatte er seinem Ziehsohn im Streit vorgehalten, ihn damals als kleines Kind aufgenommen und großgezogen zu haben. Aber Martin war ein kluger und besonnener Mann, der seine Ziele zu verfolgen wusste. Sicher würde es ihm gelingen, den Vater umzustimmen. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis er bei der Mutter Oberin vorsprechen würde, um sie hier herauszuholen.

Anna lächelte. Sie konnte es kaum erwarten, Martin wiederzusehen. Wie mochte es Sebastian inzwischen ergangen sein? Wenn sie nur schon wieder zu Hause wäre. Sie öffnete das Fenster, das zum Hof hinausging. Glockengeläut rief zum Abendgebet, und sie starrte auf den Boden, der die Spuren vieler Jahre trug. Neben ihr auf dem Bett lag sauber gefaltet die Tracht, die sie ab dem kommenden Morgen anzulegen hatte.

In den folgenden Wochen lernte Anna vor allem den streng reglementierten Ablauf des Klosters kennen. Zurückgezogen vom Lärm, den Zerstreuungen und den Ablenkungen der Welt, begannen die Dominikanerinnen den Tag mit einem Gebet, auf das weitere Momente der Kontemplation folgten. Inzwischen wusste sie, dass dieses Wort ein noch tieferes Versenken ins Gebet bedeutete. Überhaupt schienen die Ordensfrauen fast den ganzen Tag in der Zwiesprache mit Gott zu verbringen, nur unterbrochen von der Feier der heiligen Eucharistie und den Mahlzeiten, die sie schweigend einnahmen. Zwischen den stündlichen Gebeten ging jede der Schwestern einer Arbeit nach. Den Abend beschlossen sie mit der Salve-Regina-Prozession, der Anrufung der Gottesmutter.

Den Kopf gesenkt, kniete Anna zwischen den anderen Klosterschülerinnen. Der Steinboden war empfindlich kalt,

und der grobe Stoff ihrer Tracht scheuerte auf der Haut. Ihre Gedanken schweiften zu dem Grauen, dem Verlust und der Hilflosigkeit der letzten Wochen. Immer wenn sie übermächtig in ihr wurden, beschwor sie den letzten Abend mit Martin herauf. Dann war es ihr, als könnte sie noch seine festen Arme spüren, die sie gehalten hatten. Seine Lippen waren warm und voller Verheißung gewesen, die Liebkosungen wie ein verzweifelteres Versprechen, einander nie zu verlieren. Anna wäre beinahe ein tiefer Seufzer entwichen.

Das junge Mädchen neben ihr, Rosalind hieß es, stieß sie in die Seite, damit sie sich erhob. Anna warf ihr einen dankbaren Blick zu, niemand schien etwas von ihrer Zerstretheit bemerkt zu haben. Als die Andacht dem Ende zuing, wollte sie sich unter die Nonnen mischen.

Da hielt sie jemand am Ärmel fest. Anna schaute geradewegs in die klaren Augen von Schwester Griseldis.

»Komm bitte mit in meine Kammer. Wir wollen uns unterhalten.«

Was konnte Schwester Griseldis von ihr wollen? Sie spürte die Blicke der anderen Klosterschülerinnen im Rücken, als sie den Weg zu den Privatkammern der Ordensschwestern einschlugen. Das Geräusch ihrer Schritte hallte in dem spärlich erleuchteten Flur wider. Wenig später nahm sie den ihr zugewiesenen Platz auf einem einfachen Holzstuhl ein.

»Du bist nun seit einigen Wochen bei uns und hast dich inzwischen mit unseren Gepflogenheiten vertraut gemacht«, eröffnete die junge Ordensfrau das Gespräch.

»Ja, Schwester Griseldis«, antwortete Anna lahm.

»Mir scheint, du suchst hier keine Freundschaften?« Die blauen, sanften Augen ließen die ihren nicht los. »In Zeiten wie diesen, in denen die Pestilenz uns fest in der Gewalt hält, in denen Mutter und Kind getrennt werden und das eigene

Heim nicht mehr sicher ist, in denen der Leibhaftige seinen Zorn über uns wirft und uns vor Angst nicht mehr schlafen lässt – da brauchen wir eine liebevolle Gemeinschaft, um uns gegenseitig trösten zu können.« Ihre Tracht raschelte, als sie auf Anna zutrat. In Griseldis' Augen glitzerten Tränen.

»Du bist nicht die Einzige, die trauert, Anna. Sieh dich um, Tausende sind der Seuche zum Opfer gefallen! Nürnberg ist zu einer Stadt der Leidenden geworden.«

»Habt auch Ihr einen lieben Menschen verloren?«, fragte sie stockend.

»Ja, gleich drei. Meine Schwester mit ihren beiden kleinen Kindern. Sie war noch so jung und...« Die Lippen der Älteren bebten. »Suche deine Erfüllung in der Hinwendung zu Gott. Du kannst dich ihm anvertrauen und wirst Trost im Gebet finden.« Ein leises Lächeln umspielte ihren Mund. »Unser Kloster ist ein Ort der Sicherheit und des Friedens. Hier wirst du finden, was du suchst.« Stolz schwang in ihrer Stimme mit, als sie weitersprach. »Bischof Siegfried von Regensburg hat uns Dominikanerinnen vor fast dreihundert Jahren aufgetragen, Hüterinnen der Stadt im Westen zu sein. Wir sind eine Gebetswacht, die den Segen des Herrn auf die Stadt und die Kirche herabfleht. In Zeiten wie diesen hat sie es besonders nötig. Und nun geh, mein Kind.«

Mit steifen Gliedern dankte Anna der Nonne und trat hinaus. In ihrer Kammer angekommen, setzte sie sich auf ihr Bett, zog die Beine an und bettete den Kopf auf die Knie. Sie mochte Schwester Griseldis' Sanftmut und Geduld. Aber sie wollte keine Freundin, schon gar nicht dieses Getuschel und Gekicher der anderen Klosterschülerinnen, wenn sie sich unbeobachtet fühlten. Sie rollte sich zusammen und schloss die Augen.

Während sie so dalag, horchte Anna in die Stille ihrer Kammer. Wie sehr sie die Stimmen ihrer Eltern und Brüder

vermisste. Martins Lachen. Seine Küsse. Hier hingegen war jeder Tag gleich.

Sebastian fluchte leise, als der Knochen, aus dem er einen Kamm hatte schnitzen wollen, mit einem hässlichen Knirschen zerbrach. Es war Februar geworden. Über zwei Monate war es nun schon her, seit er die Lehre bei dem Beinschnitzer begonnen hatte, und immer noch passierten ihm diese verflixten Missgeschicke.

»Junge«, ertönte sogleich die polternde Stimme seines Meisters, »wie oft muss ich es dir noch sagen? Du sollst nicht mit roher Gewalt arbeiten! Zart, Junge, ganz zart.« Der Mann in mittleren Jahren schnalzte mit der Zunge. »Mach mal Platz.«

Sebastian rückte zur Seite, damit sich sein stämmiger Meister neben ihn auf die Bank setzen konnte.

»Ich zeig es dir noch mal.« Er nahm dem Jungen das Messer aus der Hand, griff nach einem unversehrten Knochenstück und setzte die Klinge an. »Behandle den Knochen vorsichtig. Stell dir vor, er wäre ein hübsches Weib, das du streicheln willst.« Stöckl zeigte seine großen gelblichen Zähne. »Wie du *das* anstellen musst, weißt du sicher!«

Sebastian verzog das Gesicht zu einem schiefen Grinsen, er würde sich hüten, etwas von seiner Unwissenheit in diesen Dingen preiszugeben. Trotz seiner siebzehn Lenze hatte er noch nie die Haut eines Mädchens berührt, geschweige denn mehr gesehen, als er von seiner Schwester kannte. Geträumt hatte er allerdings schon so manche Nacht davon und fragte sich im Stillen, welche Geheimnisse es auf diesem Gebiet wohl noch zu entdecken gäbe. Mädchen. Bei dem Gedanken fühlte er, wie ihm die Röte bis unter die Haarspitzen kroch.

»Um ein guter Beinschnitzer zu werden, brauchst du Feingefühl und eine sichere Hand.« Stöckl blinzelte ihn an.

»Scharfe Augen natürlich auch. Die hast du zumindest. Hier, versuch's noch mal.«

Der Junge senkte die Lider.

»Mach nicht so eine Grabesmiene, das wird schon! Und schließ die Windläden, sonst frieren uns noch die Finger ein.«

Mit diesen Worten wendete sich der Meister ab und begab sich an seine Werkbank, um mit einer Säge einen Knochen in seine grobe Form zu bringen. Stöckl verwendete am liebsten die Mittelfußknochen vom Rind. Diese waren hart genug, leicht zu reinigen und für die Fleischhauer ohnehin unbrauchbar.

Sebastian stand auf und trat aus der Tür, um die Läden zu schließen. Beißend kalter Wind empfing ihn und zerrte an seiner Kleidung. In der Gasse war es unheimlich still. Er vernahm Schritte und warf einen Blick über die Schulter. Ein mit einem Ledermantel bekleideter Mann stand nur ein paar Fuß von ihm entfernt vor einem der Häuser. Gerade nahm er ein Tuch vom Mund und setzte sich eine schwarze Kapuze auf den Kopf. Eine Pesthaube! Wieder musste jemand ganz in ihrer Nähe an Pestilenz erkrankt sein. Es schauderte Sebastian, wenn er daran dachte, dass Gebrechen, Fäulnis und Tod nur einen Atemzug entfernt Einzug gehalten hatten. Nahm das Unheil denn gar kein Ende? Mariä Lichtmess war vorüber, und die Pest wütete nun schon seit sieben Monaten in der Stadt. Wer sich noch auf den Gassen Nürnbergs bewegte, ging gesenkten Hauptes und bedeckte Mund und Nase. Die Gesichter der Menschen waren von Leid und Verlust gezeichnet, jede Freude war aus ihren Mienen verschwunden. Ruckartig wendete der Junge sich ab, schloss die Windläden und huschte in die Werkstatt zurück. Doch das Frösteln, das ihn beim Anblick des Arztes mit der Kapuze ergriffen hatte, blieb.

Sosehr er auch versuchte, das Bild seiner Schwester aus



Gerit Bertram

Das Lied vom Schwarzen Tod

Historischer Roman

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7645-0439-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2014

In dunklen Zeiten ist Mut ihre einzige Rettung ...

Nürnberg, 1522. Nachdem ihre Eltern der Pest zum Opfer fielen, wird Anna in einem Kloster eingesperrt. Unterdessen schließt sich ihr Bruder Sebastian einer Bruderschaft an, deren Anführer Pankratus Erlösung verspricht. Als Anna die Flucht endlich gelingt, macht sie sich auf die Suche nach ihm – doch Nürnberg ist in diesen Tagen wie im Fieber. Weltuntergangsprediger verkünden das nahe Ende, und Pankratus' Anhänger machen Jagd auf alle, die mit Luthers Lehren sympathisieren. Auch auf den Buchmaler, bei dem Anna Zuflucht gefunden hat ...

 **Der Titel im Katalog**